Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 9

Artikel: "Ich verzeihe ihm..."

Autor: Ranegger, Franz

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636774

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

nicht über eine Grimasse hinaus. Aber sie mußten es beide aushalten; und es war an dem Fabrikanten, das Wort zu ergreifen.

Ich bin Ihnen noch einen Finderlohn schuldig, Frau Kleff! begann er stockend, und hatte eigentlich sagen wollen, daß er durch sie sein Leben wiedergefunden habe; aber außerdem, daß er sich schämte, dergleichen zu äußern, wußte er noch nicht, was wirklich mit ihm vorging, der sich aus seiner mißglückten Absicht in dieser Küche mit dem Kind der Gärtnersfrau auf dem Schoß wie auf einem andern Kontinent gestrandet fühlte.

Die Frau, die schließlich nicht seinetwegen zu Tode verzweifelt auf dem Grab ihres verstorbenen Mannes gelegen hatte, konnte seine Worte weder so noch so verstehen. Sie hob nur mit einer schwachen Bewegung die Schultern; und während er noch etwas Törichtes vorbrachte, sich zu erklären, legte sie ihre verarbeiteten Hände vor sich auf den Tisch, sie stumm zu betrachten, als ob sie sich an ihnen aus der Verzweiflung in die Wirklichkeit zurückfinden könnte. Das Gespräch hätte auf diese Weise nicht fertig gesprochen werden können, weder von ihm noch von ihr, und es entstand eine lange grausame Schweige, die mit Worten allein nicht mehr aufzulösen war; da ging zum Glück endlich die Tür auf und die beiden Mädchen kamen stolz mit ihren Einkäufen zurück.

Was habt ihr da? eiferte die kleine Hermine und kletterte strampelnd von dem Schoß des sonderbaren Onkels herunter, alles in Augenschein zu nehmen, was die beiden triumphierend auf den Küchentisch packten.

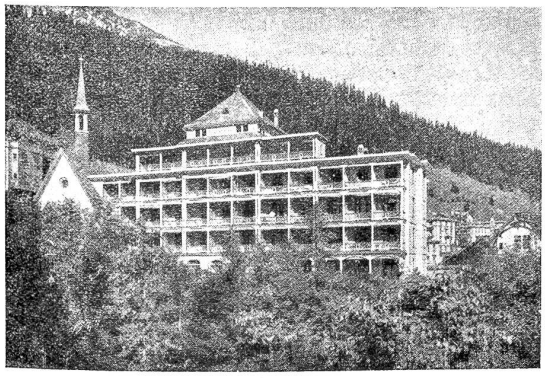
Aber die Aelteste, die Anna hieß und im Alter war, zum erstenmal in die Länge zu schießen, wehrte die Neugier ab: Hier, bringe Herrn Beilharz das Geld zurück! sagte sie auf die frühreife Art, wie sie älteste Kinder leicht haben; denn sie war unterdessen darauf gekommen, wer ihr Wohltäter war, und wollte ihm ihre Aufmerksamkeit zeigen.

Die kleine Hermine, noch unter dem Alter solcher Erwägungen, nahm das Geld wohl in ihr ungeschicktes Fäustchen und lief damit zu dem vermeintlichen Onkel; aber sie patschte es ihm nur in den Schoß, rasch wieder zurück an den Tisch zu kommen. Dabei rollten natürlich einige Münzen auf den Boden, und Anna kommandierte nun Else, die zweite Tochter, das Geld aufzuheben, während sie selber schon am Kochherd kniete, das Feuer zu entfachen.

(Fortsetzung folgt.)

Das „Alexanderhaus" in Davos.

Das Diakonissenhaus in Bern hat kürzlich als Schenkung das sogenannte „Alexanderhaus" in Davos übernommen und führt es nun als Ferien-, Erholungs- und Genesungsheim der Evangelischen Kurgemeinde Davos mit eigenen Kräften. Das Haus trägt den Namen nach seinem verdienten Gründer Dr. Alexander Spengler, dem Entdecker der Heilkräfte des Davoser Hochgebirgsklimas. Es ist in sonniger Lage inmitten eines parkähnlichen Gartens gelegen und auf das Komfortabelste eingerichtet. Doch sind seine Preise heute so weit heruntergesetzt, daß das ehemals vornehme Hotel-Kurhaus auch für bescheiden-bürgerliche Kreise in Frage kommt. Wer eine Erholungskur nötig hat oder wer sich im Davoser Winter- und Sommerkurgebiet schöne Ferien gönnen kann, findet bei den Berner Diakonissen freundliche Aufnahme und eine aufmerksame und sorgfältige Verpflegung. Das Krankenhausmäßige ist dem Institut bewußt ferngehalten; es kommen nicht Schwerkranke darin zur Aufnahme. Dagegen ist der leicht Pflegebedürftige willkommen und wohl aufgehoben. Das Berner Publikum sei auf diese neue Berner-Erholungsstätte in Davos empfehlend aufmerksam gemacht. H. B.



„Alexanderhaus" in Davos.

„Ich verzeihe ihm..."

Von Franz Ranegger.

Bernhard saß an seinem Schreibtisch. Es war tiefer Winter über dem kleinen Dorf. Draußen ging kein Schritt, klang kein Laut. Alles erstickte in dem seit Tagen fallenden Schnee, der leise und unermüdlich Flocke auf Flocke schichtete und die Fenster hinaufkroch, daß das Licht aus der Stube schwand. Aber jetzt war das dumpfe Grau des Mittags dem Gelb des Lampenscheines gewichen. Bernhard sah das kleine schwarze Trauerkuvert an, das die Abendpost gebracht hatte. Er wagte nicht, es zu öffnen, obwohl er wußte, was der Brief enthielt. Langsam ging er zum Fenster, stieß es mühsam auf und sah hinaus. Der Himmel war besternt, die Luft kam eiskalt über die Hügel, und die Bauernhäuser standen, erfrorene Silhouetten, unförmig und plump gegen die Nacht. Nicht einmal die Hunde bellten. Sie lagen in ihren Hütten, eng an das Holz gepreßt und, so gut es ging, unter die Tücher verkrochen.

Seit Nina geheiratet hatte, wohnte Bernhard hier. Er säte und erntete wie ein Bauer. Die Dörfler hatten ihn, da sie seinen Ernst zur Arbeit und seine rasch erworbene Sachkenntnis schätzten, unter sich aufgenommen. Freilich verkehrten sie nicht mit ihm. Aber, was wichtiger war, sie schlossen ihn weder von der Dorfgemeinschaft, wie sie sich in Festlichkeiten und Beratungen kund gab, aus, noch betrachteten sie ihn als einen Konkurrenten. Es war gerade der Friede der Gleichgültigkeit und des Gewährenlassens, wie ihn Bernhard gewünscht hatte. Er sicherte ihm ein Alleinsein, ohne daß ihn dieses Alleinsein verdächtig machte und ihm Haß oder Schnüffelei zuzog. Jetzt, da die Tage kurz waren, das Tier in den Ställen stand und schon um vier Uhr die wenige Arbeit getan war, versank er wieder ganz in seine Bücher und in seine Arbeiten, die er mitgebracht hatte, zu denen er aber nur floh, wenn es unbedingt nötig war, sich dem Nachdenken über sich selbst zu entziehen.

Der Wind kroch über das Fensterbrett und atmete frostig. Er machte die Lampe flackern und schob die Blätter auf dem Schreibtisch durcheinander. Da schloß Bernhard wieder das Fenster. Er nahm das Kuvert und riß es rasch auf. Die Adresse war von einer gleichgültigen Hand geschrieben, flüchtig und mit Abkürzungen, wie man sie auf Geschäftskuverts macht. Dann las er die inliegende Trauerkarte. Sie unterschied sich in nichts von den üblichen dieser Art und verkündete, daß Nina Tellmann im 32. Lebensjahre „plötzlich" verschieden sei. Darunter empfahl sich als Gatte tiefgebeugt Erich Tellmann. Bernhard wußte, daß dieser Vermerk „plötzlich" eine Wahrheit und eine Lüge zugleich war. Eine Lüge für ihn, der seit Jahren wußte,

daß eines Tages dieses Trauerkuvert mit demselben Text vom Briefträger in den Kasten geworfen werden würde, eine Wahrheit für Erich, der sicher ebenso traurig verstört wie ahnungslos an dem Bett seiner Frau gestanden hatte. Mit diesem „plötzlich" verbarg aber Erich auch das Geheimnis seiner Ehe.

Bernhard fühlte, daß jetzt, wo das Opfer gefallen, seine Stunde gekommen war. Wie ein Hellseher im Variété drückte er den Trauerbrief an seine Stirn und schloß die Augen. Und wieder sah er, was zu sehen er lange gefürchtet und erwartet hatte: ein Schlafzimmer, ein Bett, die Vorhänge zugezogen, in den Kissen eine Frau, das Gesicht zur Seite gewandt, die Haare vom Todesschweiß kalt, wächsern die Wangen und in der linken Seite ein kleines Loch, das kaum unter der darüber gefallenen Locke zu sehen war. Ueber dem Sessel lagen die Kleider, hastig hingeworfen, auf dem Tisch standen Reste des Abendbrotes, und Fliegen summten um die Krümel und um die Butterdose und tasteten hastig über einen Schinkenrest, weil niemand da war, sie zu verscheuchen. Zwischen Tod und Tisch aber stand Erich, die linke Schulter etwas hochgezogen, mit verwunderten Augen, und die Erregung quälte ihn so, daß sein altes, angeblich längst verheiltes Leiden wieder aufzubrechen schien und er hustend mehrfach auswarf. Obwohl er Arzt war, getraute er sich kaum mehr als die ersten Handgriffe zu tun. Dann hatte er seinen Freund angerufen und ihn gebeten, sofort zu kommen. Er selbst hatte die Decke über das Gesicht der Toten gezogen, weil er dessen Anblick scheute. Er konnte die schmale abgewandte Miene nicht sehen, diesen leidenden Zug um den Mund, diese ängstliche, trostlose Abwehr der Lippen, all dies, das er nur zu gut kannte und willentlich immer unbeachtet gelassen hatte. Furchtbar war der Ausdruck der Einsamkeit in diesem verfallenen Gesicht. Nina hatte den Schritt von einer Einsamkeit zur andern gemacht; aber als sie auf der Schwelle gestanden hatte, mußte sie noch einmal nach vorn und einmal nach rückwärts geblickt haben, und der Schreck vor der endlosen Oede auf beiden Seiten schien unmittelbar den Finger am Hahn des Revolvers zum Abdrücken gebracht zu haben. Sie sah aus, als sei sie auf einem Sternenflug an der Kälte und der Unendlichkeit des Nichts gestorben, das über ihr zusammengeschlagen war. Merkwürdig unbeholfen und komisch sah Erich in diesem Sterbezimmer aus. Seine nervösen Hände spielten mit der Uhrkette. Er schloß die Augen. Das Gesicht der von ihrem Leben Ermordeten war das eines zu Tode gehetzten Tieres, das man nicht aus dem Käfig gelassen hatte. Oft genug, beim Essen, auf einer Reise, in einer dieser fürchterlichen Ehenächte ohne Verständnis und Neigung auf beiden Seiten hatte er es gesehen und sich in stummem Trotz, in Rechthaberei und Hochmut der Bitte widersetzt, die aus den Augen geschrien hatte.

Bernhard nahm die Photographie Ninas, die vor ihm stand, umständlich aus dem Rahmen. Er wollte nicht den Blick dieses geneigten Kopfes vor sich haben, bei dem was er jetzt tat. Sein Gesicht war eine Grimasse. Von der Stirn bis zum Mund war ein Visier von Schmerz und Wut darüber gefallen, daß es fremd und böse aussah. Langsam holte er aus einer Schublade ein Bündel sorgfältig zusammengeschnürter Briefe. Sie hatten verschiedenes Format. Depeschen waren darunter, Briefe, durch Boten bestellt, Radiotelegramme, Einschreibebriefe, Paketadressen, Post- und Visitenkarten, und jedes dieser Papiere trug ein Datum. Mit Sorgfalt schrieb Bernhard auf ein leeres Kuvert Erich Tellmanns Adresse. Bei Dr. med. machte er einen kunstvollen Schnörkel. Dann steckte er einen der hervorgeholten Briefe in das Kuvert, frankierte es und ging ohne Mantel und Hut durch den Schnee zum Briefkasten der Postablage.

Die Hölle brach über Erich Tellmann herein. Täglich, in immer andersfärbigen Umschlägen, in solchen ohne Aufdruck, in solchen mit einem belanglosen Firmenabsender, in hunderterlei Gestalt lag ein Brief Ninas auf seinem Frühstücktisch. Ihr doppeltes Leben entfaltete sich vor ihm mit einer Gründlichkeit, die ein Abgrund war. Er erlebte seine Ehe im Spiegel des Erlebens einer toten Frau. Und er sah sich festgehalten mit jeder Armbewegung, mit jeder Heftigkeit, mit jeder Aeußerung. Angst und Abscheu vor ihm dampften aus diesen Briefen, Qual und Ekel, Schwäche und Ohnmacht der Absenderin brachen daraus hervor. Erst wollte Erich nicht mehr lesen. Aber zu sehr lockte ihn diese ungeahnte Tiefe. Er sah sein Leben noch einmal.

Aus einer Rohrpostkarte nach dem Tage ihrer ersten Gesellschaft: „... und ich stand wie unter Masken. Kein Blick erreichte Erich. Er gab mich herum wie eine vorteilhaft eingekaufte Ware ..."

Ein Zettel von wilden Zügen bedeckt: „... aber ich fühlte, als daß sein Atem nach Medizin und Bier roch. Ich weinte, weinte und dachte an Dich Geliebter. Warum durfte ich mit Dir nicht glücklich werden?" —

Depesche aus Kairo: „Nächsten Monat eintreffe Triest. Bitte Dich, in München zu sein. — Erich reist Wien. — Innigst Dir entgegen. Nina."

Aus einem sechzehn Seiten umfassenden Brief: „..., sodaß ich bisweilen mich bei dem Gedanken ertappe, daß er vielleicht bald sterben wird. Aber was wird dann sein? Ich fühle mich innerlich und äußerlich beschmutzt. Nie könnte ich Dir Geliebte und Kameradin wieder sein. — Man hat meine Seele ausgeschöpft wie ein Faß, und der letzte Dunst meines Ichs ist verflogen. — Ich habe nur noch Tränen. — Alles ist in mir erstorben, einzig der Gedanke an Dich, Geliebter, hält mich noch aufrecht ..."

Erich arbeitete nicht mehr. Er wartete jeden Morgen auf den Brief. Jeden Morgen peitschten ihn die Worte der Toten von neuem, und täglich grub er sich tiefer in die Erinnerung, um sie umzuformen und der Wahrheit entsprechend, die ihm jetzt aus Bernhards unbarmherzigen Sendungen zuwuchs, zu gestalten. Doch eines Tages hielt er es nicht mehr aus. Die Briefe rissen ihm, Fetzen für Fetzen, seine falsche Geste, seine inneren Schwindeleien, seine Einbildungen und seine seelischen Selbsttäuschungen, mit denen er sich vor Nina drapiert hatte, vom Leibe. Er fühlte sich entblößt, enthüllt. Tagtäglich hatte ihn Ninas Verzweiflung Bernhards Augen vorgeworfen. Brief um Brief, Zeile um Zeile zerriß in Folterqual sein gedemütigtes Herz.

Erichs Gedanken zerflatterten. In den Nächten wurde er von Träumen heimgesucht. Er hustete jetzt ununterbrochen. Immer wieder sah er Ninas totenblasses Gesicht. Es begann ihn aus Vorhängen und Tapeten anzusprechen, tauchte bei Tisch ihm gegenüber auf, lag abends zwischen den Kissen des Bettes. Als er merkte, daß die Briefe auf die Neige gingen, das Datum näherte sich Ninas Todestag, konnte er es nicht mehr aushalten. Jetzt mußten, unmittelbar vor der Katastrophe von damals, Dinge kommen, die an Wucht und an Schwere alles bisherige übertreffen würden. Seine Nerven spannten sich zum Zerreißen. Zwei Tage vor dem vermutlicherweise letzten Brief setzte er sich auf die Bahn und fuhr in das Dorf, in dem Bernhard wohnte.

Er fand ihn dabei, wie er gerade ein Kuvert zuklebte. Bernhard erhob sich. Er stöhnte vor Genugtuung, als er die abgemagerte Gestalt Erichs im Türrahmen sah. „O, Herr Doktor, Sie bemühen sich selbst. Da kann ich das Porto sparen. Hier ist der Brief. Es ist der letzte. Erich, der seinen Gegner kannte und weder Verhandlungen noch Pardon erwartete, streckte die Hand aus, aber plötzlich überfiel ihn eine ungeheure Schwäche. —

Er drehte sich einmal um sich selbst und fiel langsam auf den Boden. — Bernhard konstatierte ohne Mühe den Tod infolge Herzschlag. Dann nahm er den Brief aus den

starren Fingern. — Er ging zum Schreibtisch, öffnete ihn wieder und las noch einmal die letzten Zeilen Ninas. — Sie lauteten: „... und wenn auch das, was geschehen wird, für mich unwiderruflich ist, so will ich es doch nicht tun, ohne deutlich und klar auszusprechen, daß Erich an all diesem nicht schuldiger ist als ich selbst, die immer zu schwach war, ich selbst zu sein. — Zu verschieden waren unsere Seelen, als daß sie sich hätten finden können. — Das war unser beider Verhängnis. — Ich verzeihe ihm ...."

Liebe zum Nächsten.

Die Liebe ist das größte Geschenk des Schöpfers. Wo Liebe ist, da ist auch Geist, Freiheit und Freude. Liebe und Freiheit stehen in Proportion zueinander, d. h. je freier ein Mensch ist, desto mehr Liebe strahlt er aus und umgekehrt, je mehr Liebe er „besitzt", desto freier ist er. Ohne Liebe ist menschliches Leben nicht möglich. Daher fordert auch die Fülle und Klarheit des Evangeliums, — das ja nichts anderes ist als eine Totalität von Lebensgesetzen, — daß wir uns hingeben oder entäußern. Sicher: Wirkliche Liebe macht nicht reich, aber frei und froh. Liebe ist auch die treibende Kraft für Ehrlichkeit, Reinheit und Selbstlosigkeit. Wir können keine von diesen Eigenschaften lebendig erfassen ohne Liebe. Dante glaubte daher, daß die Liebe die Sonne und die andern Gestirne bewege, denn sie ist das Fruchtbarste und darum auch Symbol alles schöpferisch-schaffenden Lebens. Liebe zu andern Menschen bedeutet Entgiftung des Seelenlebens, denn das seelische Gleichgewicht kann nur dann aufrecht erhalten bleiben, wenn die Beziehungen zu den Menschen positiv-liebend sind. Alle Hindernisse zu der Liebe zum Nächsten liegen in uns. Diese Hemmnisse gilt es zu überwinden, d. h. wir dürfen einander nicht mehr nach dem Machtprinzip unterwerfen oder unterdrücken, sondern wir müssen einander schätzen und ertragen lernen in unserer ganzen Menschlichkeit. Durch Lieblosigkeit reißen wir Abgründe auf. Darum ist die Lieblosigkeit eigentlich das Hindernis, um aus dem eingefleischten Individualismus unserer Tage loszukommen. Wenn wir aber beginnen, wirklich zu lieben und im andern Menschen den Bruder sehen, dann brechen unterschwellige Kraftströme auf, die uns befreien und weitertragen zur Freude des Geistes.

E. Bünzli.

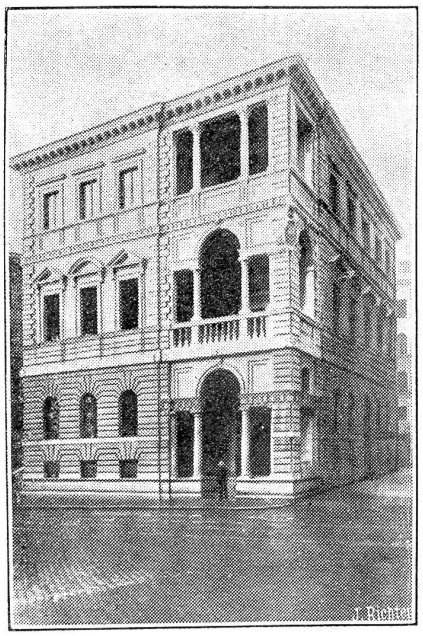
Welt-Wochenschau.

Staatsmänner auf Reisen.

Der österreichische Bundeskanzler Schuschnigg, begleitet vom Außenminister Baron Berger-Waldenegg, hat Paris besucht und daraufhin die österreichischen Wünsche auch in London vorgebracht. In Paris sind freundliche Worte die Menge gefallen, und auch im Communiqué der Unterhandelnden beider Lager wurde weitgehende Uebereinstimmung der Ansichten über die Gestaltung der Verhältnisse in Mitteleuropa verkündet. Feste Abmachungen kamen nicht zustande, können auch nicht beabsichtigt sein, da alles Notwendige schon in Rom fixiert wurde. London bringt auch nichts Neues, als eben die Wiederholung der demonstrativen österreichischen Anlehnung nach Westen. Dem Unangenehmen ist man sowohl in Paris wie in London aus dem Weg gegangen: Der Habsburgerfrage. Wenigstens berührte man sie im nachherigen Communiqué mit keinem Worte. In London tasteten die beiden Oesterreicher vielleicht etwas deutlicher, und die Engländer hätten an und für sich mehr Sympathien für die Pläne der österreichischen Legitimisten. Aber die gebotene Rücksicht auf Frankreich, das wiederum mit der Kleinen Entente zu rechnen hat, läßt auch in England keine ernsthafte Diskussion einer Thronbesteigung Ottos von Habsburg zu. Immerhin muß man sagen, daß in Wien Ueberraschungen möglich sind, daß man noch nie derart unverblümte Anspielungen auf die „innerpolitischen Notwendigkeiten" des Landes gehört hat, und daß Oesterreich anfängt, zum wenigsten mit dem Spiel einer Restauration zu drohen. Man kann annehmen, daß es damit Geschäfte zu machen, der Kleinen Entente die und jene Zugeständnisse abzutrotzen hofft. Man kann aber auch vermuten, daß tatsächlich der Gedanke einer bessern Bekämpfung Hitlers die Ursache einer verstärkten Hoffnung auf den monarchistischen Zauber sei.

Berger-Waldenegg hat Zeitungsmännern gesagt, Oesterreich sei gewillt, künftig eine aktivere Politik zu betreiben. Es wolle nicht mehr einfach Objekt der verschiedenen Paktsysteme sein, sondern mitbestimmend wirken. Darum verlangt es Garantien für größere Handlungsfreiheit. In solchen Worten kündigt sich allerlei an. Sogar die Möglichkeit, daß Oesterreich eine Näherung ans Dritte Reich versuchen, den Plan eines Plebiszits aufwerfen und mit Hilfe seiner sozialistischen Stimmen den Beweis einer nazistischen Minderheit zu leisten versuchen könnte, um hernach mit Hitler den Ausgleich zwischen „gleichen Partnern" zu finden.

Die österreichischen Besucher in Paris und London haben die Berliner Machthaber über die französische Unentwegtheit im Verfolgen der Paktpläne belehrt und auf einmal ziemlich willfährig gemacht. Die Engländer erhielten den Bescheid, ein britischer Minister in der deutschen Hauptstadt sei willkommen, und man werde mit ihm alle in der deutschen Antwort nicht genannten Vorschläge der Westmächte besprechen. Daraufhin wird nun eine englische Delegation, geführt vom Außenminister Sir John Simon, in Berlin erscheinen und wird sich vergewissern können, wie sicher die Diktatur auf ihren Bajonetten sitzt, und wie sehr sie sich auf die



Der Palazzo Farnese in Rom verkauft.

Der Palazzo ist einer der schönsten Paläste in Rom. Er wurde 1514 von Kardinal Alexander Farnese begonnen und nach dessen Tode unter der Leitung von Michelangelo weiter gebaut. Die Bausteine stammen teilweise aus antiken Gebäuden, z. T. aus dem Koloseum. Giacella della Porta beendigte den Palast. Er gehörte durch Erbschaft zuerst dem König von Neapel und später dessen Nachkommen, dem Grafen von Caserta, der ihn bis heute behielt.
Jetzt wurde er durch die französische Botschaft käuflich erworben, allerdings mit der Einschränkung, dass der Kaufsvertrag erst ab 1936 endgültige Gültigkeit besitzt.